

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

III. Allerlei Scherz und Ernst, zur Verkürzung langer Winterabende

[urn:nbn:de:bsz:31-359124](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-359124)

II. Landwirthschaftliche Gegenstände.

Von der Bienenzucht.

Fortsetzung aus dem Schnellen Botthen von 1823.

Das es auf die Gegend ankomme, wo her? und der Ort wo? man Bienenstöcke ankaufe, läßt sich leicht erachten. Es ist aber hier die Rede nicht davon, ob es besser sey, die Bienen in der Nähe oder Ferne zu kaufen; denn dieses ist völlig einerlei, nur mit dem Unterschiede, daß man die in der Nähe nicht während dem Fluge versetzen kann, weil sie sonst ihre alten gewohnten Stellen, wo sie bis daher aus, und einfliegen, wo der aufsuchen und umfliegen, der Stock aber geschwächt würde. Man will vielmehr nur das beherzigt wissen, daß man sich nicht gelüsten lasse, aus einer bessern Gegend als die, wo man sie hinführen will, sich anzuschaffen. Die Bienen würden alsdann mit dem Lastvieh, das aus einem guten Futter auf eine magere Weide kommt, gleiches Schicksal haben. Sie nehmen ab, werden mager, und verurtheilen ihrem Wirthe vielkältigen Mißmuth, und oft vergebliche Kosten; da auf der andern Seite, wenn sie von dürrer Weide in ein gutes Futter kommen, gerade das Gegentheil statt findet. Ja die Bienen, welche aus einer magern Trift in eine fettere kommen, sollen, so zu reden, ihren Fleiß verdoppeln, und mit einer bewundernswür-

würdigen Geschwindigkeit ab; und zufliegen. Welche Gegend aber, in Ansehung der Bienen, fett oder mager zu nennen sey, wird man weiter unten erwähnt finden. In Absicht auf den Ort, wo man Bienen kauft, ist zu bemerken, daß nicht jede Stelle für die Stöcke zum Standort gleich gut sey. So stehen sie z. B. an Mühlen, Ziegelhütten, Scheuern u. s. w., gar nicht bequem, und sind, es müßte denn seyn, daß die Inhaber sie besonders rein hielten, aus der Ursache zum Ankaufe nicht tauglich, weil sie wegen des an diesen Orten befindlichen Staubes insgemein großer Gefahr unterworfen sind. Oft treibt der Wind den feinen Mehl- oder Ziegelstaub zu den Fluglöchern hinein, oder die Leute stellen unbedachtsamer Weise die leeren Körbe in die Mühle, oder an sonstige unreine Orte, der Staub setzt sich im Korbe und dem Gewirke an, durch die beständige Ausdünstung der Bienen oder des Honigs wird eine schädliche Feuchtigkeit unterhalten, die bald in Gährung und Säure übergeht, und so muß der Stock, wenn er auch noch so wichtig das Jahr noch so gut, die Bienen so fleißig als möglich, und die Kenntniß und die Aufmerksamkeit des Wirthes noch so genau wäre, nothwendig früher oder später an der Faulbrut sterben.

(Die Fortsetzung folgt.)

III. Allerlei Scherz und Ernst, zur Verkürzung langer Winterabende.

1. Der lebendig-todte Bräutigam.

Wenns draußen stürmt, und die Schneeflocken in der Luft herumtanzen, dann sieht sich's wunderlieblich des Abends in der warmen Stube, wo die Mädchen schnürrern, und die Knaben und Madlein ein schönes Liedlein singen: Prinz Eug'nus der edle Ritter, ein Jäger aus Kurpfalz, Kaiser

Joseph willst du noch, ob er gleich schon lange nicht mehr will, vder sich Geschichtlein erzählen eins schöner wie das andere. Der rheinische Botthe ist dann sein gar lieber willkommenner Gast, was ihn von Herzen freut, und weswegen er auch, da er weiß, wie besonders ergötzlich Gespenster- und Spießbubengeschichten sind, so bald er sein Pfeiflein gestopft und angezündet,

E

eint

einige der ersten Gattung erzählen will. In der Hauptstadt Frankreichs, dem weltberühmten Paris, der geneigte Leser ist so bekannt dort, als wenn er schon da gewesen wäre, vielleicht war er's auch, schaute vor vielen Jahren ein wunderschönes Mägdlein eines Tages gar oft zum Fenster heraus, weil sie ihren unbekanntem Geliebten und künftigen Gatten von Straßburg erwartete, welcher nach einem eingelaufenen Briefe heute eintreffen sollte. Der Vater der Braut, und der des Bräutigams waren in früher Jugend Handlungsgehülften; das Band der innigsten Bruderliebe hatte sich unausslöschlich um ihre Herzen geschlagen, und in einer schönen Stunde gaben sie sich das wechselseitige Versprechen, daß, wenn sie dereinst der liebe Gott mit Kinder segnen würde, das Band ehelicher Liebe um sie gewunden werden soll, wie solches die tiefgefühlteste Freundschaft um sie geschlungen hätte. Diese Zeit war herangerückt, und wie bemerkt, verkündete ein Brief die Ankunft des Bräutigams. Der Vater der Braut hatte, um diese erfreuliche Ankunft recht festlich zu begehen, ein köstliches Mahl bereiten lassen, und seine liebsten Freunde dazu eingeladen. Plötzlich ertönte die Schelle des Hauses, höher pochte das Herz der Braut, und hereintrat ein bildschöner junger Mann, welchen man sogleich für den längst ersehnten erkannte, und als solchen bewillkommte. Bei Tische mußte er wie natürlich neben seiner Braut Platz nehmen, bei welcher die Berlegenheit sichtbar war, die sie beim Anblick des schönen blühenden Mannes empfand.

Nach geendigter Tafel stand der Bräutigam schnell auf, um sich unter Vorschüßung eines dringenden Geschäftes zu entfernen. Man glaubte eine besonders schmerzliche Bewegung in seinem Gesichte zu erkennen, und suchte, wiewohl vergebens, ihn zurückzuhalten; der Vater der Braut

begleitete ihn bis vor die Thüre, und kam mit einem lauten Gelächter wieder zurück: »Wahrhaftig,« sagte er »einen solch narriſchen Menschen hätt' ich in meinem Schwiegerohn nicht vermuthet, denk einmal, als er wegging, sagte er zu mir: er hoffe sich werde seine schnelle Entfernung entschuldigen. Es sey ihm diesen Morgen im Hotel d'Angleterre, wo er abgestiegen, ein kleiner Unfall zugestoßen, der ihm das Leben gekostet hätte. Um sechs Uhr sey seine Beerdigung; und da werde ich es natürlich finden, daß er in eigener Person zugegen seyn müsse.« Die Gesellschaft fand jedoch diesen Scherz für die Umstände etwas stark, und als nach Umlauf mehrerer Stunden die Zurückkunft des Bräutigams noch immer nicht erfolgt war, und der Vater zu fürchten anfing, daß der junge Mann in der Freude seines Herzens einige Gläser Wein zu viel getrunken; und ihm wirklich ein Unfall zugestoßen seyn könnte, verfügte er sich selbst in das ihm bekannte Gasthaus, aber ist es Euch möglich sein Erstaunen und den Schmerz zu denken, als er vernahm, daß der so sehnsüchtig erwartete, mit frischer Jugendblüthe geschmückte Jüngling, gleich nach seiner Ankunft von einer heftigen Colik ergriffen, in Zeit von zwei Stunden gestorben, und noch an demselben Tage beerdiget worden sey. Wie Euch, geliebte Freunde, also fesselte auch die Gänste das höchste Erstaunen bei dem Vernehmen dieser Nachricht, aber der Eindruck, welchen solche auf das bedauernswürdige Mädchen machte, war schrecklich, das innigste Mitgefühl ansprechend. Sie entsagte allen Lebensfreunden, indem sie sich in ein Nonnenkloster begab, wo sie jedoch in Gram versunken, nur kurze Zeit verlebte. Der Todesengel leitete sie mit sanfter Hand bald hinüber in das Land, wo
keine

keine Thräne stießt, und kein Seufzer mehr laut wird.

Hier könnte der rheinische Bothe seine Erzählung füglich schließen, allein damit wäre den geehrten Zuhörern schlecht gedient, die nun erst recht begierig sind zu wissen, wie sich denn auch eigentlich die Sache verhalten hat, ob sie gleich etwas merken, und der rheinische Bothe, dem es eben so gehen würde, will daher auch nicht säumen, ihre Neugierde zu befriedigen.

Ein Herr von St. Andre in Straßburg hatte eine Reise nach Paris zu machen. Er setzte sich in ein öffentliches Fuhrwerk, in welchem er mit einem jungen Mann, der dieselbe Bestimmung hatte, Bekanntschaft und Freundschaft schloß. Reisegefährte eines jungen Mannes von ungefähr gleichem Alter, unterhielt sich Herr von St. Andre mit diesem über ihre beiden Familien, und alles, was auf dieselben Bezug hatte. So erfuhr er von dem Freunde, der Zweck seiner Reise sey, in Paris ein reiches Mädchen, die einzige Tochter eines der besten Freunde seines Vaters zu heurathen. Er würde über die Familie des Mannes, und die seiner Braut aufs genaueste unterrichtet. Letzterer hatte keine andere Gedanken als diese, und verschwieg nichts, was auf beider Vergangenheit und Zukunft Bezug hatte.

Unter solchen Gesprächen kamen beide nach Paris und stiegen miteinander in dem Hotel d'Angleterre ab. Kaum hatten sie aber von ihren Zimmern Besiz genommen, so übersiel den Freund des Herrn von St. Andre eine heftige Colik, die so stark überhand nahm, daß trotz aller angewendeten Mittel der junge Mann in zwei Stunden eine Leiche war.

Schmerzlich gerührt von dem Unglück seines Freundes glaubte Herr von St. Andre die Pflichten gegen ihn erfüllen zu müssen, welche die Umstände geboten. Er

wußte, daß der junge Mann noch an diesem Morgen von seinem künftigen Schwiegervater erwartet wurde, nahm daher alle Papiere, die er in seiner Briestafche fand, und begab sich zu diesem, um ihm die Brieffschaften zu überliefern, und ihn von dem unglücklichen Schicksal des jungen Mannes zu benachrichtigen.

Ein Umstand brachte aber den Herrn von St. Andre um die guten Vorsätze, die er gefaßt hatte. Im Hause vom Schwiegervater seines Freundes angekommen, zweifelte die Dienerschaft, welche wußte, daß ein Schwiegersohn erwartet wurde, bei der Erscheinung des jungen unbekanntes Mannes keinen Augenblick, daß er das neue Familienglied selbst wäre. Sie ließen ohne weiteres zu ihrem Herrn, um ihn als solchen anzukündigen, dieser eilte ihm entgegen, schloß ihn in seine Arme und zog ihn, ohne ihm Zeit zu lassen, nur ein Wort zu sprechen, in das Zimmer seiner Frau und Tochter, wo er ihn beiden als Schwiegersohn und Bräutigam darstellte.

Nun widerstand Herr von St. Andre den Ideen, alles das wirklich zu seyn, und es wenigstens zu seiner Belustigung zu benutzen, nicht länger. Er spielte seine Rolle vortrefflich, übergab dem Schwiegervater die Briefe des Todten, und antwortete, da er auf's genaueste von allem unterrichtet war, auf jede Frage völlig befriedigend. Besonders wohl gelang es ihm bei dem Mädchen, das verstoßen, aber mit innigstem Wohlgefallen seine schöne Gestalt betrachtete. Der Tisch war gedeckt, und Herr von St. Andre erhielt seine Stelle neben der Braut. Freunde, die besonders geladen waren, nahmen Theil an der Fröhlichkeit der sich Vater und Mutter überließen; das Mädchen hingegen war schüchtern, antwortete kaum, und erröthete öfters. Herr von St. Andre war galant

und aufmerksam gegen sie, ehrfurchtsvoll gegen die Eltern, aber immer ernst bei aller Liebenswürdigkeit u. Munterkeit seiner Reden.

Nach Tische war das Gespräch lebhafter. Man unterhielt sich von den zu machenden Anordnungen, und von all den Einzelheiten einer neuen Haushaltung. Mitten in dieser Unterhaltung stand Herr von St. Andre auf und nahm seinen Hut um wegzugehen. »Wohin wollen Sie?« fragte der Schwiegervater. »Ich habe ein sehr eiliges Geschäft, das mich nöthigt, Sie zu verlassen,« war die Antwort. — »Welches Geschäft können Sie denn in einer Stadt haben, in die Sie heute zum erstenmal kommen, und wo Sie noch keine Seele kennen?« — »Sie haben recht; allein ich muß dennoch gehen.« — »Ach, ich merke wohl, was es ist, Sie wollen Geld bei einem Banquier holen? Aber Sie werden mir wohl zutrauen, daß Ihnen meine Kasse zu Dienste ist. Bestehen Sie indeß darauf, so will ich Ihnen jemand geben, der Ihre Geschäfte besorgen wird, damit wir das Vergnügen Sie bei uns zu besitzen, so bald nicht verlieren.« — »Meine Gegenwart ist unumgänglich nothwendig.«

Unter diesen Worten ging Herr von St. Andre gegen die Thüre zu, und war im Vorzimmer, wohin ihm der Schwiegervater nachgefolgt war. Jetzt, da sie allein waren, sprach er jene seltsame Worte, welche anfangs als Scherzaufgenommen wurden, allein nachher auf eine schreckliche Weise sich bewahrheitet fanden. Es ist unbekannt, ob die Familie in der Folge von dem wahren Verhalt der Sache in Kenntniß gesetzt worden ist, oder Herr von St. Andre den traurigen Erfolg seiner, wenn immerhin gutgemeinten Unternehmung erfahren hat. Schlug ein menschliches Herz in seinem Busen, so wird auch ohne dieses der Gedanke daran ihm doch manche trübe Stunde verursacht haben.

2. Das Geisterschloß.

In dem Dörfchen Altheim war Kirchweih. Die Alten saßen in der Wohnung des braven Bogts Hellmuths am Tisch bei Kuchen und Wein, und unterhielten sich von den nahrungelosen Zeiten; das junge Völkchen schwärmte in der Stube herum und vertrieb sich die Zeit mit muntern geselligen Spielen. Man hatte Fenster und Thüren fest vermauert, denn es war schon dunkler Abend, und der Hausvater meinte, die als geliebten Gäste scheuten sich vor dem Nachtfrost und dem herbstlichen Sturmwind, der draußen mit Schneegestöber sauste und in den Strohdächern des Dörfchens wühlte. Da pocht es noch spät an Thür und Laden.

Das wird Matthes seyn, sagte der Bogt, ich dachte es wohl, daß der nicht als bleibet.

Zugleich rief er Köschen sein Tochterlein aus dem Spiel, und befahl ihr dem Klopfenden zu öffnen. Tummle dich, rief er drohend, als sie etwas verdrüsslich zögerte. Wer weiß denn wer es ist, Vater! wendete sie halb weinerlich ein, aber der Vater führte sie mit Ernst zu der Thüre; Der Bräutigam ist's, entgegnete er streng und du wirst ihm so gleich aufmachen. Köschen schlich mit hängendem Köpfchen hinaus, aber sie kam bald munter zurück, und führte den alten Klaus, ihren Vathe, in die Stube.

Willkommen, Gevatter, herzlich willkommen rief Hellmuth dem eintrudenden Greise freundlich entgegen, ob er gleich seine Erwartung getäuscht sah. Ihr habt lange pochen müssen, das eigensinnige Mädel wollte nicht aufmachen. Schmält sie nur aus.

Hät' ich nur geruht, daß es der Vathe war — flüsterte Köschen.

Ja, denkt nur — setzte Vater Hellmuth erhibt hinzu — ich glaubte es wäre Matthes

thes

thes ihr Bräutigam, und dem wollte sie nicht aufmachen; aber ich wills ihr schon lernen.

Was? — fiel Klaus ein — ist denn der Matthes noch nicht hier? Hört, das ist mir ein kalter Bräutigam! da müßt ihr die Tochter nicht scheuten, wenn sie nicht gleich ihm entgegenläuft. Hab' ich alter Siebenzigjähriger mich doch auf den Weg gemacht, und habe mich weder vor dem Sturm gefürchtet noch vor dem Spuk im alten Schlosse, wo ich nahe vorbei muß.

Es soll neulich wieder Leute dort bethört haben — sagte einer von den Gästen.

Ich habe mir auch davon erzählen lassen — setzte Hellmuth hinzu — Habt ihr nichts gemerkt, Gevatter?

Ich muß euch sagen — erwiderte Klaus — ich halte eigentlich wenig von solchen Geschichten, gewöhnlich ist's Einbildung oder gar Betrug. Aber zu Nacht grauset michs doch. Man wird die Furcht nicht los, man mag sich darüber vorwashen was man will. Am Ende thut es auch nichts. Wenn Einer auf rechten Wegen geht, da kann ihm kein Bethörnß etwas anhaben. Wo hin, als ich bei jenem alten Schloß vorbeiging, da heulte und piff es drinn; es war sicher der Wind, aber es überlief mich eiskalt. Ich sah mich vor Furcht überall um, und kam darüber vom Weg ab, der Wind blies mir das Schneegestöber ins Gesicht, und ich fühlte in der Dunkelheit, daß ich in dicke Gebüsche gerathen war, da doch an der Straße nichts von Buschwerk steht. Endlich wie der Mond einmal aus den Wäldern trat, sah ich, daß ich mitten in dem alten Schloßgemäuer war. Ich hatte Noth mich wieder auf den Weg zu finden, aber außer dem Bißchen Furcht und Schreck hat es mir nichts geschadet.

Ihr könnt von Glück sagen, Nachbar Klaus — sagte ein anderer Gast — In

solchen alten verfallenen Schloßern ist es niemals geheimer. Matthes ließ sich davon erzählen. Wie ist es denn dem Edelmann in Birkenfeld gegangen? Ihr wärt ja dabei, als es Matthes neulich erzählte.

Klaus konnte sich nicht besinnen, und da auch einige die Geschichte nicht kannten, so fuhr jener also fort.

Der Edelmann war einmal in die Stadt geritten, und hatte sich verspätet, daß es finstrier Abend ward, eh' er nach Haus kam. Nun führt der Weg dort bei einer alten verfallenen Kapelle vorüber, wo vielleicht auch Todte begraben liegen mögen. Wie der Edelmann in die Gegend kommt, so wird er ein Licht in dem alten Mauerwerk gewahr, das befremdet ihn, er steigt vom Pferde, und will nachsehen, was das zu bedeuten hat. Wie er aber näher kommt, sieht er, daß drei Gestalten wie Todte in Sterbekleidern aus der Erde steigen, und auf ihn loskommen. Bei dem Anblick verläßt ihn der Muth, er steigt geschwind wieder auf, gibt dem Pferde die Sporen, und jagt zu, was das Pferd laufen kann. Kaum hat er sich aber von dem Schreck etwas erholt, da sieht er drei Gespenster nur wenig Schritte vor ihm hergehen, und nun mag er gerade aus, oder seitwärts reiten, so wird er dieses Geleites nicht los, bis er in den Edelfhof einreitet, und ihm die Leute mit Licht entgegen kommen. Er hat aber anfangs der Edelfrau nichts erzählen wollen, ob sie gleich ihn sehr gebeten, weil sie an seinem verstörten Ansehen gleich gemerkt hatte, daß ihm etwas auf der Reise begegnet seyn müsse. Endlich aber, wie er sich zeitig zur Ruhe gelegt, hören ihn die Leute auf einmal ganz ängstlich um Hülfe schreien, und wie nun alle zurufen, da erzählt er, was ihm bei der Kapelle begegnet war, und daß eben jetzt die Gespenster wieder bei ihm gewesen wären. Diesemal aber hätten sie sich die Erde

Erbe von den Händen gekragt, und ihm in die Augen geworfen, daß er fast blind davon sey. Daraus merkten nun Alle, wie jene Erdgespenster nichts anders andeuten wollten, als daß er bald die Augen schließen, und in der Erde liegen sollte. Und so hat es sich auch hernach begeben, denn in drei Tagen ist der Edelmann gestorben, und hat keine Arznei bei ihm angeschlagen. Die drei Tage nämlich hatten die drei Gespenster bedeutet.

Klaus hatte aufmerksam zugehört. Als der Erzähler geendigt hatte sprach Jener: Eure Geschichte von dem Edelmann hab' ich zwar nicht vom Matthes gehört, ich erinnere mich aber, daß ich sie schon in der Schule in einem alten kuriosen Buche gelesen habe. Da hatte sie sich aber mit einem spanischen Herrn zugetragen, und die Gespenster hatten auch nicht die Tage bedeutet, denn der Edelmann sollte am siebenten Tage erst gestorben seyn. So geht es mit solchen Geschichten immer. Jeder, der sie weiter erzählt, setzt etwas zu.

Da seht ihr's Vater — rief Köschchen — daß der Matthes ein Lügner ist! Mir wollt ihr es niemals glauben, da hört ihr es doch vom Vathen selbst.

Nun — erwiederte Klaus freundlich — wenn du sonst nichts gegen Matthes hast, das kannst du ihm hingehen lassen.

Nein, — nein! rief Köschchen, nun ärgerlich — redet mir nicht auch zu! Ich kann einmal den Matthes nicht nehmen, es mag mir gehn wie Gott will.

Vater Hellmuth ward aufgebracht und bestand um so mehr auf seinem Willen. Die Gäste suchten ihn zu besänftigen, und viele, die dem Matthes nicht recht gewogen schienen, traten auf Köschchens Seite. Klaus stellte dem Vater ernstlich vor, daß Zwang in Heirathssachen niemals gut thue. Allein dieser blieb dabei, gegen Matthes lasse sich nichts einwenden, er habe ein hübsches

Vermögen, das sich bei ihm zusehend wie durch einen besondern Segen vermehre, da bei sey er weit und breit bekannt, und man könne nicht wissen, was noch aus ihm werde, besonders jetzt in Kriegszeiten. Eine Zigeunerin habe ihm schon prophezeit, daß er auf einen hohen Posten werde gestellt werden. Alle Mädchen im Dorfe würden es für ein Glück achten; aber Köschchen sey ihm nur entgegen, weil sie den Jägervurschen Felix lieb habe.

Man stritt sich noch einige Zeit herum. Köschchen weinte, und die Heiterkeit war gestört. Da vermißte Klaus ein zusammengebundenes Tuch, das er mitgebracht haben wollte. Alles ward durchsucht, aber man fand nichts, der alte Mann ward unruhig. Es ist der ganze Martinszins von meinem Dorfe drinnen, sagt' er, ich wollt' euch bitten, Gevatter Hellmuth, ihn morgen dem Einnehmer zu geben. Es ist nicht anders möglich, wenn das Tuch nicht hier ist, so muß ich es vorhin bei dem alten Schlosse verloren haben.

Er wollte hinaus, und das verlorne Tuch suchen. Alle hielten ihn zurück, und stellten ihm die Gefahr vor bei seinem Alter in der stürmischen Nacht. Haben muß ich's sagte er, ich könnte den Schaden nicht ersehen, ich besinne mich auch, es muß nahe bei dem runden Thurme liegen, denn da brauch' ich beide Hände mich durch das Gesträuch zu winden, und hab' es gewiß in der Angst und Furcht fallen lassen.

Nein, ihr dürft nicht gehn — rief Köschchen, als der alte Klaus nach seiner Kappe griff. Es ist ja nicht weit, ich laufe geschwind, und bring es euch.

Klaus wollt' es nicht zugeben. Die Gäste machten bedenkliche Mienen, und meinten, es sey Vorwitz in der Nacht sich an einen so verrufenen Ort zu wagen; aber Köschchen lachte sie aus. Bin ich doch — sagte sie — schon oft bei Nachtzeit über den

den Kirchhof gelaufen. Wer auf rechten Wegen geht, meint Pathe Klaus, den kann kein Bethörnig etwas anhaben, und ich gehe nicht auf unrechten Wegen. Da mit nahm sie schnell die Laterne und eilte hinaus.

Die meisten Gäste rühmten nun den Muth des raschen Mädchens, einige aber tadelten ihren Frevel, wie sie den nächtlichen Auszug nannten. Klaus war von der Gutmüthigkeit Köschens gerührt, und sprach ernst und kräftig mit ihrem Vater, daß er sie nicht gegen ihre Neigung zwingen möchte, Felix sey ein braver Pürsche, der allgemein das beste Lob habe, und gewiß sein Auskommen finden werde.

Hellmuth stimmte ihm bei, meinte aber er habe dem Matthes einmal sein Wort gegeben, und über dieses sey der Felix ganz arm, die Dienste aber im Lande schlecht, so daß ein Einzelner kaum als ehrlicher Mann leben könne, und noch weniger mit Frau und Kindern.

Ich hät' es dem Felix gegönnt — sagte einer von den Gästen — wenn er den großen Diebstahl entdeckt hätte, wo fünf hundert Thaler drauf gesetzt sind. Das hat nun den Straßenbereitern geglückt.

Haben sie endlich die Diebe? — fragte Klaus.

Jener erzählte nun wie die Straßenbereiter vor kurzem ein paar Reisende eingebracht hätten, die jenes Diebstahls verdächtig und beinahe ganz überwiesen wären, nur fehlt es noch an ihrem Eingeständniß.

Viel Mühe hat sich der Felix gegeben — sagte Klaus — Er dauert mich. Nun, vielleicht glückt es ihm auf eine andre Art.

Während dieser Gespräche trat Felix ein: Er sah sich überall nach Köschen um und fragte endlich schüchtern nach ihr. Man hatte über dem Gespräch ihr langes Ausbleiben nicht beachtet. Jetzt wurde man

aufmerksam. Es wird ihr doch nichts widerfahren seyn — sagte Klaus ängstlich und wollte aufstehen. Felix erhielt kaum einige Antwort auf seine dringende Frage, indem hörte man heftige Schläge an Thüre und Fensterladen. Man eilte hinaus und öffnete. Todtenbleich und athemlos stürzte Köschen herein, ein Bild des tödtlichen Schreckens, und sank sogleich ohnmächtig zu Boden. Der Wind hatte ihre Laterne bei den ersten Schritten aus dem Hause verloscht. Gleichwohl setzte das muthige Mädchen ihren Weg bei dem spärlichen Mondlicht fort. Sie fand auch plötzlich die von dem Alten bezeichnete Stelle. Indem sie aber im Dunkeln nach dem Verlorenen suchte, und im Begriff war, es aus dem Gestripp los zu machen, kam es ihr vor, als hörte sie ein Geräusch von Tritten. Sie erschreckte heftig und alle Erzählungen von den Geistern in dem alten Schlosse, gestalteten sich vor ihren Augen zu furchtbaren Schreckbildern. Sie fand auch bald, daß keine leere Einbildung sie getäuscht hatte. Das Geräusch näherte sich, und bald sah sie deutlich den Mondstrahl auf zwei schwarze Figuren fallen, die einen Leichnam bei ihr vorübertrugen. Der Wind wehte ein Tuch, womit der Körper leicht überdeckt war, nach ihr zu, und sie erblickte große blutige Wunden an Kopf und Brust des Todten. Fast bewusstlos griff sie nach dem Tuche, daß sie zurückbringen sollte, und von Schrecken und Furcht gejagt, floh sie, ohne zurückzublicken, nach der väterlichen Wohnung.

Mit Mühe hatten die Anwesenden die unzusammenhängende Erzählung von Köschen erfragt, und sie machten nun daraus eine Auslegung auf bevorstehendes großes Sterben durch Pest und Seuchen. Aber Felix ergriff behend sein Gewehr. Schämt euch, sprach er, das sind keine Gespenster, das sind Mörder und Räuber. Wer kein
Hafen:

Hasenfuß ist, der kommt mit mir. Keiner aber hatte das Herz den muthigen Felix zu begleiten. Er machte sich allein auf den Weg, und fand die beiden gespenstigen Todtengräber noch in voller Arbeit den Leichnam zu verscharren. Halt! — rief er ihnen mit kräftiger Stimme und mit angelegtem Gewehr zu — daß keiner sich rühre! Die Bösewichter erschrecken, einer wollte entfliehen, als er aber auf den wiederholten Zuruf nicht stand, schoss Felix auf ihn. Ein lauter Schrei des Getroffenen nahm dem Andern allen Muth. Er bat um Gnade, versprach alles zu bekennen, und folgte dem Jäger in das Dorf.

Hier hatten sich indessen alle Einwohner bei dem Bogt versammelt, und Köschchen mußte jedem ihr Abenteuer wiederholen. Da trat Felix mit seinem Gefangenen ein. Dieser sollte zuvörderst seinen Gefährten nennen, mit dessen Verfolgung Felix sich nicht aufgehalten hatte, aber die erste Bestürzung war vorüber, der Räuber verzichtete der Sache eine vortheilhafte Wendung zu geben, und wollte den Entflohenen nicht nennen. Bald indessen brachten einige mitleidige Wanderer einen Verwundeten, den sie auf der Strafe gefunden, und in das Dorf begleitet hatten. Alle, selbst Felix und Köschchen waren vor Erstaunen außer sich, als der Verwundete hereingeführt wurde, und sie den Matthes erkannten. Er konnte sein Verbrechen nicht läugnen, und das Tuch, das Köschchen in der Bestürzung statt des Verlorenen ergriffen hatte, zeugte noch mehr wider ihn, denn es enthielt den Namen des beraubten und ermordeten Kaufmannes, dessen Angehörige jenen hohen Preis auf die Entdeckung des Raubes gesetzt hatten.

Alle Gespenstererscheinungen in den Räumen des alten Schlosses waren nun aufgeklärt. Bei der Nachsuchung fand sich, daß dieser verrufene Ort schon lange den Räu-

bern gedient hatte, Raub und Mordthaten darin zu verbergen.

Felix erhielt nicht allein den versprochenen Preis für die Entdeckung des Raubes, sondern die verdächtigen Reisenden, deren Unschuld nun offenbar geworden war, beschenkten ihn ebenfalls so reichlich, daß er bald sein geliebtes Köschchen zum Altar führen konnte. An Matthes aber war die Zigeunerprophezeiung von dem hohen Posten, in einem andern Sinn, als er es gewünscht hatte, erfüllt.

5. Strafen der Verbrecher in Rußland.

Der geneigte Leser hat im lieben deutschen Vaterland vielleicht einigemal schon hängen und köpfen gesehen, und keine sonderliche Freude daran gehabt. Der rheinische Bothe will ihm nun aber auch erzählen, welche Strafe den Verbrecher in Rußland trifft, und ihm sodann die Entscheidung überlassen, ob dieses oder jenes angenehmer sey.

In Rußland ist die Knute, das Brandmarken, das Ausschlagen der Nasenlöcher eine sehr gewöhnliche Strafe. Die Knute ist eine Peitsche aus harten Zuchtriemen bestehend, womit manche Verbrecher hundert bis dreihundert fürchtbare Hiebe bekommen, unter denen sie bisweilen sterben. Auf solche Art wurde auch der berühmte Kerke, das Haupt einer Räuberbande, abgestraft.

Der Delinquent ward um zehn Uhr vom Polizeihause abgeholt, auf einen Schlitten gelegt und von fünfzig Mann Polizeisoldaten auf den Richtplatz geführt. Sechs Rosacken begleiteten ihn zu Pferde, die ihre Lanze und in der Hand eine kleine Peitsche hatten. Als man auf dem Platz, wo die Strafe vollzogen werden sollte, angekommen war, schickte sich der Verbrecher, der solche schon zweimal ausgestanden hatte, von selbst an, sie noch einmal zu leiden.

Er

Er zog sein Hemd ab, und ließ sich den Hals und die Arme in ein Holz schnüren, auch die Beine an einen Klotz schließen. So an Händen und Füßen festgehalten, kann der Mensch sich nicht regen, und bietet gezwungen den bloßen Rücken hin.

Nach diesen Vorbereitungen wurde das Urtheil verlesen, während welcher Zeit Zedermann den Hut abnahm. Der Zuchtlehrer entfernte sich nun ungefähr sechs Fuß weit von dem Delinquenten, und fing an sein Amt zu verwalten. Zwischen jedem Schläge war immer ein Zeitraum von sechs Sekunden, und alle zehn bis fünfzehn Schläge wurde eine andere Peitsche genommen, weil das Blut und die Nässe der Erde den Riemen zu weich machten. Bei den ersten Hieben stieß der arme Sünder einigemal einen Schrei aus, hernach hörte man nichts weiter. Nach anderthalb Stunden, in welchen er 370 Streiche bekommen hatte, hörte man auf. Der Befehl dazu wurde von einem Polizeibeamten gegeben, der um den Delinquenten herumspazierte. Er schickte während der Exekution bisweilen einen Unteroffizier an denselben, der aber keine Antwort erhielt. Er sollte, wie man nachher erfahren, fragen, ob der Mensch seine That bereue; — vermuthlich auch untersuchen, ob derselbe todt sey.

Nachdem der Delinquent losgebunden war, fasste der Richter den Unglücklichen bei den Haaren, setzte ihm ein Instrument, das eiserne Spizen hatte, an die Stirn, und schlug mit der flachen Hand darauf; dann nahm er Schießpulver, und rieb es in die Wunde ein. Er wiederholte hierauf die Operation auf beiden Backen, und zeichnete so den Verbrecher. Endlich setzte er ihm eine spitzige und schneidende Zange in die Nasenlöcher und schlugte ihm die Nasenlappchen auf.

Ungeachtet dieser entsetzlichen Strafe,

konnte der Delinquent doch noch allein stehen. Man gab ihm sein Hemd zurück, legte ihn in den Schlitten, der ihn hergebracht hatte, und führte ihn in das Polizeigefängniß zurück. Er starb nach neun Tagen, weil sich aus Mangel an Hülfe der Brand in seine Wunden gesetzt hatte.

Der rheinische Bothe will für seine Person hierdurch erklären, daß er im lieben deutschen Vaterlande, versteht sich von einem Meister in der erhabenen Kunst, lieber geköpft oder gehangen, als auf die erzählte Art vom Leben zum Tod gebracht seyn wolle.

4. Naturgeschichte der Feldmaus.

Dem geneigten Leser ist es noch in frischem Angedenken, und er wird's auch so bald nicht vergessen, welche schreckliche Verwüstungen im vorigen Jahre die Mäuse auch auf seinen Aeckern angerichtet haben. Eine und die andere ist vielleicht von seiner eignen Hand getödtet worden, und er hat hierbei nur an den Schaden gedacht, den sie ihm zugefügt. Die Naturgeschichte dieses schädlichen Thieres ist ihm aber unbekannt, ob er sie gleich wissen möchte. Der rheinische Bothe freut sich nun diese lobenswerthe Neugierde befriedigen zu können, denn er hat von dem Herrn Vogt zu ... die Abschrift eines Briefs erhalten, welchen derselbe an seinen Gevattermann in über die Mäuse geschrieben, und damit zugleich die Erlaubniß solchen dem lehrbegierigen Leser mittheilen zu dürfen.

Sendschreiben des Vogts zu *** an seinen Gevattermann in **. Ueber die Mäuse.

Wie ich aus seinem letztern Vernehmen, Gevattermann! so hört ihr dermal auch die Mäuse laufen und könnt nicht begreifen, wo dieses Ungeziefer herkomme, und sich so geschwind vermehre; ich will ihm deswegen hier mittheilen, was mir unser Vay-

bier

hier, der, wie er weiß, schwer gelehrt ist, aus seinem dicken Receptenbuch, aus welchem er uns, wenn wir krank sind, so unheimlich fürcht, noch ganz kürzlich vorgelesen hat, und die Haare werden ihm zu Berge stehen, wenn er liest, welsch gefährliches abscheuliches Volk es um die Mäuse ist, und wie man Tag und Nacht an derselben Vertilgung arbeiten soll.

Die Vermehrung der Mäuse, versichert mein Vetter, der Barbier, entstünde aus zweierlei Ursachen:

- 1) von der ungemein großen Fruchtbarkeit dieser Thierart;
- 2) von ihren Wanderungen aus einer Gegend in die andere.

Die Feldmaus gebärt vom März jeden Jahrs an bis zu Ende desselben jeden Monat 4 Junge, folglich in 9 Monaten 36 Junge.

Wir wollten annehmen, daß die Würfe jedesmal halbscheidig 2 Männchen und 2 Weibchen liefern, so werden

- | | | |
|-----------------|------|-----------|
| 1) im April | .. 2 | Weibchen, |
| 2) im Mai | .. 2 | — |
| 3) im Juni | .. 2 | — |
| 4) im Juli | .. 2 | — |
| 5) im August | .. 2 | — |
| 6) im September | .. 2 | — |
| 7) im October | .. 2 | — |
| 8) im November | .. 2 | — |
| 9) im December | .. 2 | — |

vorhanden seyn.

Jedes dieser Weibchen bedarf nur ein Alter von 3 Monaten, um wieder zeugungsfähig zu werden.

Es wird demnach die Brut ad 1. bis zum December 48, die Brut ad 2. 40, jene ad 3. 32, jene ad 4. 24, jene ad 5. 16, jene ad 6. noch 8 Junge werfen, welches die Summe von 168 Mäuse liefert.

Die Jungen dieser Nachkommen werden nach derselben Stufenleiter wieder ihre Jungen erzeugen, und so sind von der Brut

des Julius noch 24, und von der des Augusts noch 16, im Ganzen also noch 40 Junge zu erwarten.

Vom März bis zum December vermag also ein Paar Mäuse eine Nachkommenschaft von 244 Köpfen zu erzeugen.

Denke man sich nun auf einer Quadratmeile Landes nur die ganz mäßige Anzahl von 100,000 Paar Mäusen, — so darf man allerdings gerechte Ursachen finden, vor der ungeheuern Zahl dieser Raubthiere zu erschrecken, die im künftigen März alle zeugungsfähig, ihre Anzahl auf viele Millionen vermehren werden.

Nun steht aber noch von einer andern Art Mäuse in diesem Buche, die gelblich aussehen und kurze Schwänze tragen, wie des Posthalters zu *** sein alter englischer Schimmel. Diese legen, gleich den Hamstern, förmliche Vorrathskammern und Magazine an, wohin sie Frucht und alle Arten Sämereien schleppen, ohne daß sie dazu der Vieseranten nothwendig hätten, sie bekommen auch keinen Proceß wegen der Reparition mit den Gefreiten und Ausmärkern. In diese ihre Magazine wird immer die beste Waare geliefert, welches, wie er weiß, bei uns gerade umgekehrt der Fall war.

Eine dritte Gattung großer Feldmäuse machen sich hauptsächlich an die Bäume, welche sie schälen und an der Wurzel zernagen, daß sie in ganz kurzem absterben müssen. Mit diesen, da sie gar noch den Holzfarzen zerstören, ist es gar fatal, weil man sie auf keine Waldrug bekommen kann. Diese Maus hat außerordentlich scharfe Zähne, wie ich solches in des Barbiers Buch abgemalt sahe, thut also großen Schaden.

Nun denk' er einmal, Gevattermann! was daraus entsteh'n muß, wenn sich dieses schädliche Ungeziefer so ungeheuer vermehrt, wie ich ihm eben erzählt habe.

Die

Die Fruchtbarkeit macht jedoch diese Thiere nicht allein fürchterlich; eine andere ihrer Eigenschaften ist noch weit bedenklicher, — die Gewohnheit, von einem in den andern Landesstrich zu wandern.

Es wandern nämlich alle Mäusegeschlechter, sogar die Ratten; und ob sie gleich nirgends ein Wanderbuch visiren lassen, so kommen sie doch in allen Ländern fort, und bekümmern sich weder um Polizeigardisten noch Gensd'armen. Sie sind weit schlimmer, als die Zigeuner, welche in unsern Landeschuppen kampiren, sich zwar manchmal zum Zeitvertreib mit unserm Dörrfleisch und Schmelzhäfen ein wenig unterhalten, aber die übrigen Sachen doch in Ruhe lassen.

Schon längst ist von dieser Mäuseart bekannt, daß sie sich, sobald die Felder keine Nahrung mehr darbieten, und die unterirdischen Magazine leer sind, in die Scheunen der Landleute einnisten, und dort, so gut es sich thun läßt, ihr zerstörendes Wesen fortfreiben. — Sie besitzen also einen Trieb, ihre Nahrung fern von dem ersten Aufenthaltsorte aufzusuchen.

Sobald es ihnen da an jener gebricht, oder durch Umstände ihrem Aufenthaltsorte und Magazine Gefahr drohet, so begeben sie sich oft in weit entlegene Gegenden, suchen weder Flüsse, die sie in ungeheurer Gesellschaft durchschwimmen, noch Gebirge, die sie übersteigen.

Treffen sie nun schon alte Kolonisten in den Gegenden an, die sie zu ihrem neuen Aufenthaltsorte wählten, welche Beschädigungen haben denn diese zu erwarten!

Nehmen wir nun an, die Mäusegemeinde habe sich durch die angegebenen beiden Ursachen nur auf 3,000,000 Mäuse vermehrt, und eine jede verzehre täglich nur 1 Loth Gewicht, so fordern diese in einem Jahre 171,078 Centner Nahrungstoff, die aus Getreide und andern Samereien bestehen,

die der menschlichen Nahrung größtentheils entzogen werden.

Diese Mäuse wählen sich zu ihren Wohnungen unter der Erde zwei Zugänge, einen schrägen, oder Schlupf, und einen senkrechten, oder ein Fallloch. Dadurch fügen sie nun den Fluren und der künftigen Ernte noch mehr Schaden, als durch ihre Gefräßigkeit zu, denn jetzt werden die Saaten nach allen Richtungen aus dem Boden gewühlt, die Grasnarbe der Wiesen an tausend und tausend Stellen entblößt und so dem Frost ausgesetzt. Auf andern werden die Wurzeln gelockert, und was sodann der eindringende Frost nicht schon über Winter zerstört hat, muß im Frühjahr, da die Pflanze kränkelt, bei den mindesten ungünstigen Verhältnissen zu Grunde gehen.

Die Mäuse sind endlich auch noch in anderer Art zerstörend. Ihre Gewohnheit ist es einmal, alles, was ihnen vorkommt, zu bendagen; hier wird dann weder das keimende Korn, noch die junge Saat, noch die Wurzel der Pflanze geschont. Es ist gegen ihre Gewohnheit, bei einer Gattung ihres Futters so lange zu verweilen, bis sie satt sind. Das Naschen scheint ihr Lieblingsgeschäft. Dadurch werden sie nun eben am gefährlichsten, da sie auf diese Art bei weitem mehr Stoff, als sie zu ihrer Nahrung bedürfen, angreifen.

Man kann in mäßiger Schätzung das, was sie im Muthwillen, der ihnen eigen ist, verderben, gewiß auf die Summe bringen, die sie wirklich verzehret haben, und das, was der künftigen Ernte durch das Umwühlen und durch gegebene Veranlassungen, zum Verderbniß, entgeht, sicher auf $\frac{2}{3}$ jenes Schadens berechnen, der durch ihre Lebensbedürfnisse hervorgebracht wird. So wird also dieses Geschöpf, so lange die Welt steht, eine eigentliche Landplage mit Recht genannt, vor der der Menschenfreund

um so mehr zurückschauert, als er das Uebel nie ganz vertilgen kann.

Ueber die Vertilgung der Mäuse hat mein Better manches, was mir recht wohlgefiel, vorgelesen.

In den Häusern, sagt er, seyen es vorzüglich die Katzen, nur aber sollte man nicht mit manchen unwissenden Leuten glauben, die Katzen müßten aus Hunger mausen, gerathe im Gegentheile müßten sie recht wohlgefüttert und satt seyn, wenn sie auf die Mausjagd gehen, weil dies nur zum Vergnügen geschieht; eine Katze aber, welche vom Hunger geplagt würde, nicht lange vor einem Mausloche sitzen und lauern könne. Die Katze sey dem Menschen als ein nütliches Hausthier von dem Schöpfer zugetheilt, und darum müßte der Mensch auch für sie sorgen.

Das Giftlegen will der Barbier durchaus nicht leiden, und ich meine mit Recht, weil dadurch schon groß Unglück und Elend für Menschen und Vieh entstanden ist. Mein Better hat mir da so viel und entsetzliche Giftnamen herunter genannt, das ich ihn um alles hat, einzuhalten, weil ich bei dem bloßen Anhören derselben schon das Leibreissen spürte.

Unter den verschiedenen Gattungen Fallen sagt er, sey die mit einem Brett oder Backsteine wohl die beste, weil sie nichts kostet und überall zu haben ist.

Mit den hausfäßigen Mäusen könnte man auf die Art durch Hülfe der Katzen, Fallen und durch Keimlichkeit in den Wohnungen, so ziemlich fertig werden, aber gegen die Feldmäuse mit glücklichem Erfolge zu Felde zu ziehen, dies erfordere schon mehrere Kunst und Arbeit.

Aber auch gegen die Feinde, fuhr mein Better fort, habe der gütige Schöpfer für den Menschen gesorgt, weil er auf unsere Aecker und Wiesen Thiere zur Vertilgung der Mäuse setzte, als nämlich den Marder,

den Fuchs, den Iltis, die Eule, den Kauz, den Raben u. s. w.; das es also ungerecht und undankbar vom Menschen sey, diese Thiere überall zu tödten. Dies ist nun, wie er weiß, einstweilen eingestellt; aber da muß ich ihm doch erzählen, was mir begegnete, als ich im Heimweg unten im Waidachwald an der großen Mahleiche vorbeiging, da saß auf einem Aste ein Rabe, eine Eule, und am Fuße der Eiche ein Fuchs. Meint er, diese wären aufgefliegen oder fortgelaufen, als ich ihnen nahe kam; ja Proßt die Mahlzeit, sie blieben sitzen und sahen mich so ruhig an, als hätten sie auch das Regierungsblatt gelesen. Ich blieb stehen und es kam mir vor, als spräche der Fuchs: Ei wie geht's, Herr Nachbar! nicht wahr! jetzt ist er froh, wenn er uns sieht, und möchte gern Allianz mit uns machen, damit wir ihm von den ungebetenen Gästen helfen, welche heerdenweis eure Scheunen, Keller und Speisekammern besuchen. Jetzt schimpft ihr nicht mehr auf uns, als Raubzeug, das man vertilgen müßte! Aber so seyd ihr Menschen, ihr lernt nicht eher eure Wohlthäter schätzen, bis euch die Noth dazu zwingt und das Wasser an den Hals geht. Damit ihr euch aber überzeugt, daß wir Thiere nicht so bössartig sind, wie ihr, so wollen wir euch doch auch diesmal im Unglück nicht stecken lassen. Aber eins laß er sich sagen: es muß ihn nicht verdriessen, wenn unsereins unversehens Gäste zur Kirchweih bekommt, und sich eine Gans oder etwa eins seiner alten Hühner dazu ausbittet; oder wenn mein schönes Bäschen, die Jungfer Eule, in der Geschwindigkeit ein Paar seiner Schlagtauben am Abend zum Beiessen zurecht machen muß, allenfalls auch mein lieber Cousin, der Forstpraktikant Rabe, wenn er mit seinem Professor, dem geheimen Hofrath Kauz, vornusiren geht, die Probe von seiner Fran ih-

ren

ren Kümpeckäfen vom Fensterbrett nimmt. Noch eins, Herr Nachbar, sey er doch so gut, und sag' er seinem Sultan zu Haus an der Kette, daß wir mit Alliance haben, und er desfalls keinen Lärm und Spektakel machen soll, wenn unserins manchmal Morgens in der Frühe in seinem Hofe ein wenig nachsehen will, daß gleich Knecht und Drescher mit ihren Flegeln und Garbeln herauß laufen und sich erkundigen. Nichts vor ungut!

Jetzt, Gevattermann, will ich ihm doch auch noch ein Paar Rezepte gegen die Feldmäuse verrathen, die ganz probatum sind, denn er muß wissen, mein Vetter, der Barbier, war Bedienter bei einem Doktor unter den Feldjägern, der mit ins Feld ging; als aber der Feldzug vorbei war, starb der Doktor, und hinterließ im Testament meinem Vetter das dicke Buch, worin die Rezepte zur Vertreibung der Feldmäuse stehen.

Für erst ist sehr gut, wenn alle leere Felder mit dem Pfluge, und zwar öfters umgebrochen werden, damit das Ungeziefer darin keine Ruhe erhalte; Knaben, welche neben dem Pfluge gehen, schlagen die Mäuse todt. Wo der Pflug nicht hin kann, mag der Karst nachhelfen, besonders an den Rainen und Gräben, wo die Mäuse sich gar gern aufhalten. Auf den Wiesen, wo dieß nicht angeht, senkt man große Töpfe, Fässer oder sonst Gefäße mit Wasser gefüllt, ein; oben auf das Wasser wird Spreu gestreut, in welchen denn die Mäuse ersaufen. Man macht auch von ungelöschtem Kalk, Mehl, und etwas Schmalz, Kugeln, so groß wie Erbsen, und streut solche in die Löcher auf den Wiesen, oder Feldern; desgleichen auch von Sauerteig und fein zerstoßenem Glas oder Eisenfeilspänen, die man ebenfalls in die Löcher schiebet. Die Mäuse sind aber auch ihrer Natur nach vorsichtig, und rühren die Lockspeisen, durch Menschenhände zer-

fertigt, öfters nicht an, sondern bleiben lieber bei ihrem gewöhnlichen Futter. — Schwefeldampf oder andern stark riechenden Rauch in ihre Löcher gebracht, tödtet sie auf der Stelle. Vorzüglich gut ist, wenn man den Boden unter Wasser sehen kann, wo die Mäuse sich spüren lassen. Sie verlassen eiligst ihre Wohnungen, und können dann leicht erschlagen werden. Man pflegt auch mit gutem Erfolge einige Gebund Stroh, worin hie und da Fruchthalmen gebunden sind, zerstreut auf die Aecker zu legen; die Mäuse gehen den Spizen oder Aehren sehr gern nach, und werden sodann von auflauernden Knaben mit Stecken erschlagen.

Eine Hauptsache ist, nicht zu erwarten, bis die Mäuse überhand nehmen, sondern sobald man nur ihren Vortrab wittert, auf derselben Vertilgung mit aller Macht auszugehen, und alle Mittel zugleich in Anwendung zu bringen; denn, wenn sie einmal, wie an manchen Orten, mit ganzen Armeen gegen uns anmarschiren, dann ist alles, wo sie hinkommen, dem Verderben Preis gegeben, und Noth und Elend, wie wir wissen, unausbleiblich.

Nun leb' er wohl, Gevattermann! Mein Vetter, der Barbier, will ihm nächstens selbst schreiben.

5. Der Ochsenmüller.

Der Müller Roderich zu Hardstatt hat nicht weit zu gehen, wenn er ein Schöpflein im Wirthshaus trinken will, denn neben seiner Mühle steht das zum rothen Ochsen. Man nannte ihn deswegen gewöhnlich nur den Ochsenmüller, und wenn jemand schönes weißes Mehl aus seinem Speß haben und ehrlich wollte behandelt seyn, so ging er hing zum Ochsenmüller. Von Freunden und Bekannten ließ er sich auch diesen Unnamen gefallen, als aber einmal zu Heidelberg im rothen Löwen ein nassweiser Fremder, der ihn per Renomme kamm:

kannte, seinen Spas mit ihm haben wollte, und ihn fragte: Seyd ihr nicht der Ochsenmüller von Hardstatt? da stellte sich dieser als ob er nicht wohl hörte, und bat den Fremden, er möchte doch näher kommen, und ihm ins Ohr sagen, was er mit ihm zu reden habe. Das that der Fremde schelmisch lächelnd, und wiederholte seine Frage mit lauter Stimme und mit einem muthwilligen Blick auf die Anwesenden. Als aber unser Mann seinen Frager neben sich hatte, hielt er ihn am Arme fest, und sagte: »Nein, guter Freund, der Ochsenmüller bin ich nicht. Ich bin sonst und diesmal nur der Müller neben dem Ochsen. Da sing alles laut zu lachen an, der Fremde aber nahm beschämt Hut und Stock und schlich sich still davon, bezahlt hatte er beim Empfang.

6. Seltner Trost.

Ein reicher Geizhals ging einst barfuß bei dunkler Nacht ohne Laterne aus. Indem er nun in Gedanken berechnete, wie viel er jährlich ersparen könnte, wenn es einst Mode würde, barfuß zu gehen, stieß er auf dem steinigten Weg an einem Kieselstein die große Zehe ab. Er schrie, hinkte nach Haus, und nachdem er seiner Familie das ihm widerfahrne Unglück erzählt hatte, setzte er hinzu: »Gott sey's gedankt, daß ich meine Schuhe nicht an hatte, ich würde sonst ein Loch daren gestossen haben.«

7. Das Papier.

Von dem allgemeinen Volksbothen mitgetheilt.

Es ist doch eine schöne Erfindung um das Papier. Kein Mensch kann in die Welt, und keiner wieder hinauskommen ohne Papier. Alle unsere Institutionen, unsere Verhältnisse im bürgerlichen Leben, unsere Tugenden, unsere Weisheit, unser Glaube, unsere Ehrlichkeit und Treue, unser

zeitliches und ewiges Glück — alles beruht auf einer Basis von Papier.

Kaum ist das Kind zur Welt geboren, so wird sein Namen schon auf Papier in das Register der Lebendigen eingetragen. Auf Papier schreibt der Arzt seine Rezepte, wenn's mit dem Leben ein Bißchen wackeln will; die Torten bei der Taufe ruben auf Papier, und festliche Kalbseschlegel sind mit Papier geschmückt. Es wächst, nämlich das Kind, und mit ihm der Verbrauch des Papiers zum Nutzen und Vergnügen. Mancher Bogen, vom lieben Papa im Schweiß des Angesichts beschrieben, fliegt als Drahe hinter dem Papier bedürftigen Knaben her, oder knallt aus seiner Hollunderbüchse. — Nun beginnt die Lehr- und Lernzeit; durch ganze Stöße muß er sich wie ein Papierwurm durchfressen, und durchkriecheln, um seine Muttersprache schreiben, und die weltliche und geistliche Weisheit in sich hinzubringen, und zu verdauen, was ihm freilich oft wehe macht. — Nun tritt er ins bürgerliche Leben; überall Papier! nichts als Papier! das eine muß er beschreiben, das andere abschreiben, jenes unterschreiben, dieses verschreiben. Jeder Geschäftstritt geschieht auf Papier! Was er begehrt und zahlt, erhält er in Papier: den Taback, den Härting, das Tuch zu Kleidern ic; der Schneider und Schuhmacher nimmt ihm mit Papier das Maas; die Speisezettel, Landkarten und Spielkarten sind von Papier, sogar die Schnupftabacksdosen. — Ach! und wie viel Papier ist notwendig, um die Empfindungen seines Herzens schwarz — und dadurch seiner Allerliebsten sichtbar und verständlich zu machen. Wie viel bedarf es Papiers, um die klugen und närrischen Gedanken der Menschen zu verewigen, die Käsekrämer zu versorgen, und die Pfeifen anzuzünden!

Wie viele Menschen leben von Papier,

im Papier, auf dem Papier, und durch das Papier? Kein Minister kann ernannt werden, ohne Papier, eben so wenig ein Nachtwächter. Kein Reich kann organisiert — und kein Zuchthaus visitirt werden ohne Papier.

Papier bedarf der Dichter wie der Koch, der König wie der Bettler, und oft zu ganz gleichem Verbräuche. — Unsere Feuerwerke knallen, zischen und leuchten aus Papier, wie die Geisteswerke unserer Feuerköpfe; sogar die Wände unserer Zimmer sind mit Papier überzogen.

Keine Rekruten werden ohne Papier ausgehoben, keine Armee marschirt aus und ein ohne Papier; kein Soldat ins Quartier ohne Papier; sogar den Freischützen kann man nicht sehen ohne Papier.

Die größten Schlösser und Palläste erscheinen auf dem Papier, ehe sie zu Stein werden. Und welchen Werth hat das Papier als Wechsel, als Staatsobligation, als Schuldenfunde, als Anweisung, als decretirte Rechnung, kurz als Hebel der Welt? Wo existirt eine Anleihe ohne Papier, sey es von Millionen oder Einem Gulden? sogar das baare Geld wickelt man hinein.

Wer hat ihn zum Varen gemacht,

Und ihn aufs Pergament gebracht?

Nichts anders, Freund, das glaube mir,
Nichts anders, als Papier — Papier!

O, und unsere Prozesse! welche Welt kein Papier!

Und das Ende vom Liede schreibt man uns auch auf Papier; sogar dem toten Kriegeselden feuert man noch Papier ins Grab, und der Schein, daß wir wirklich gestorben sind — was ist er? — Papier!

Kurz, das Papier ist uns so über den Kopf gewachsen, daß wir eigentlich nur durchs Papier leben; daher papiernes Regiment, papierne Menschen, papierner Glaube und papierne Weisheit — und der Urstoff des Ganzen — Lumpen!

8. Die Steinkohlengruben in Schottland.

Der geneigte Leser hat wohl in den Zeitungen gelesen, daß der König von England in erwünschtem Wohlseyn von seiner Reise nach Schottland wieder in London angekommen ist, aber etwas sehr merkwürdiges aus diesem berühmten Berglande, wo die Bergschotten wohnen, die bekanntlich keine Hosen tragen, sondern einen grün- und blaugestreiften wollenen Mantel, der mehrmalen übereinander gelegt um die Hüften geschlagen wird, und von da ihnen bis auf die Knie herabhängt, weiß er doch nicht. In Schottland nämlich, das fast rundum vom Wasser begränzt wird, und nur gegen Süden an England gränzt, da gibt es Steinkohlengruben, die sich weit unter die See hinein erstrecken, und in welchen die Arbeiter, gegen einiges Durchflutern des Wassers durch Dampfmaschinen gesichert, die das Wasser aus den Schächten heben, mit Sicherheit fortarbeiten, ohne sich über die ungeheuern Wassermassen zu beunruhigen, welche über ihren Köpfen schweben. — Während also diese kühnen, und unermüdeten Grubenarbeiter schwach beleuchtet von dem Schimmer ihres Lämpchens gleichsam lebendig begraben in diesen tiefen Höhlen, ihre gefährliche Arbeit fortsetzen, gehen Schiffe von günstigen Winden getrieben mit vollen Segeln über ihre Köpfe hin, und die Matrosen singen, über das heitere Wetter erfreut, fröhliche Lieder. — Zu einer andern Zeit aber zieht ein Wetter auf, der Horizont steht in Flammen, der Donner brüllt, das Meer tobt wüthig, Alles ist in Bestürzung, die ganze Mannschaft zittert, und blickt dem Tod in den geöffneten Nasen; — dann singen die Grubenarbeiter, unbewußt dessen, was zu dieser Zeit oben vorgeht, froh und zufrieden im Chor ihre Lust und ihre Liebe, während das Schiff über

über ihren Köpfen zu Trümmern geht und — versinkt.

9. Frau — schau — wem.

Ein Bauersmann, welcher sein Holz um 12 Kreuzer höher als er sich geschägt, verkauft hatte, wollte sich deswegen was zu gute thun, und kaufte im nächsten Metzgerladen eine Wurst, die er im schwarzen Adler bei einem Schöppllein Wein zu verzehren gedachte. Wie er aber dem geliebten Raubvogel zuwandert, und damit sie ihm nicht gestohlen wird, die Wurst in der Hand trägt, kommt ein Mann zu ihm, der fragt: »Guter Freund! wie viel habt ihr bezahlt für eure Wurst?« »So, und so viel.« Was, schrie jener, ist es nicht himmelschreiend, daß man die redlichen guten Bauern, die uns doch so herrliche Butter und Eier um ein Spottgeld auf den Markt bringen, also über's Ohr haut. Nicht die Hälfte ist die Wurst werth, und, Freund, indem er den Bauer beim Arm nahm, kommt mit, der Metzger muß, was er euch zu viel abgenommen, herauszahlen, und zudem will ich ihm noch rechtschaffen die Leviten lesen. Der Bauer, erfreut vielleicht ein halb Schöppllein mehr trinken zu können, geht richtig mit. Als sie am Metzgerhause angekommen, nimmt der Mann von dem Bauer die Wurst, und heißt ihn hier warten, er werde sein blaues Wunder hören, wie er den Presser von Metzger puken wolle. Der Bauer wartet eine geraume Zeit, er hört aber nichts und wer sich auch nicht mehr sehen läßt, ist der Mann mit der Wurst. Endlich geht er selbst zu den Metzger. Was ist's Alter, redet dieser ihn an, nicht wahr das Würstlein war delikafat, wollt ihr vielleicht noch eins? Nein, erwiderte der Bauer, aber — und damit erzählt er ihm, was ihm begegnet sey. Ja! lieber Mann, antwortete der Metzger, da seyd ihr wahrscheinlich geprellt worden,

denn seht das Haus hat zwei Ausgänge, und ist der Schelm vorn herein, so ist er wieder hinten heraus, und lacht euch nun aus, auch wenn ihr nicht dabei seyd. Wißt ihr was, kauft euch eine andere Wurst, ich habe Mitleiden mit euch, und wegen eures Unfalls sollt ihr sie um 2 Kreuzer wohlfeiler haben. Der Bauer macht zum bösen Spiel gute Miene, kauft eine andere Wurst, und wandert abermal damit dem schwarzen Adler zu. Aber wer ihm bei seinem Eintritt gleich in die Augen fällt, ist ein Mensch, der eine Wurst verzehrt, und dem Schelm, welcher ihn um seine geprellt, bis auf etwas ganz ähnlich sieht. Er wars wirklich, und da er den Bauer sogleich erkannt, macht er ein krummes Maul, als ob es so gewachsen wäre. Eine Weil betrachtet ihn der Bauer, den Kopf schüttelnd und vor sich hin murmelnd, endlich spricht er, zu dem Mann gewendet: »Guter Freund! wie lange habt ihr wohl schon das krumme Maul hier?« Schon so lange ich auf der Welt bin, versetzte dieser ruhig. Drum — sagte der gutmüthige Bauer — sonst wollt' ich darauf schwören, ihr wärd der, der mir meine Wurst genommen hat.

10. Mittel, das Kindvieh gegen Bremsen, Mücken &c. zu schützen.

Der geneigte Leser weiß es nur zu gut, welches unangenehme Gefühl erregt wird, wenn sich eine Mücke auf seine Nase oder Stirne setzt, und er hat sich deswegen im vollen Unmuth schon manche Ohrfeige gegeben, ohne daß es von sonderlichem Nutzen gewesen. Wie muß es aber erst das arme Vieh schmerzen, welches so hart arbeitet, dadurch in Schweiß geräth, und dann erst von Bremsen, großen und kleinen Mücken so arg gepeinigt wird, daß es noch mehr ermüdet, als durch die ihm auferlegte Arbeit. Aber auch selbst bei der Zü-

terung

terung wird ihm von diesen Schmarozern keine Ruhe gelassen. Daher freut sich der rheinische Bote, dem Ackerbau treibenden Leser ein Mittel verrathen zu können, wodurch das Rindvieh wider diese Plaggeister geschützt wird. Man läßt gleichviel gute Aloe, Coloquinten, Dshengalle, Raute und Weibrauch in etwas Del und Essig wohl zusammen kochen, seihet drauf die Mischung durch, und streichet von dieser Salbe dem Vieh etwas um die Augen herum, und an solche Stellen, wo es am meisten von den Fliegen geplagt wird.

11. Treffende Frage.

Befleißige dich stets der Reinlichkeit,
Rein sey Gesicht und Hand,
Und rein sey Wasch und Kleid.

Dieses Sprüchlein wurde aber von der Frau Blinz gar nicht beachtet, noch weniger angewendet. Denn sie war höchst unreinlich, nicht allein in ihrer Haushaltung, sondern auch an ihrem Körper, und ihre Kleider frozten von Schmutz, also daß man sie nie ohne großen Eckel ansehen konnte. Da ging einmal eine Bekannte vorüber, eben als Frau Blinz ihre beiden Schweine aus dem Hause zur Heerde trieb, und fragte: »Wie viel Säue hat denn wohl der Herr Blinz?« »Sie siehts ja,« erwiderte diese, »zwey.« »Ey! ey!« entgegnete hierauf die Bekannte mit Bedeutung, »und in der ganzen Stadt heißt es, er hätte drey.«

12. Sonderbare Theilung.

Eine Aufgabe.

Peter und Paul hatten von ihrem gnädigen Herrn, nachdem sie des Tages Last und Hitze in seinem Dienst ertragen, zusammen zwey Maas Wein zur Herzensstärkung erhalten, welche in einem Krüge, der gerade so viel gehalten, bestündlich waren. Beyde wünschten nun den Wein gleichheitlich ge-

theilt, weil ihnen aber hierzu nur zwey Gefäße, nämlich eines von drey und das andere von acht Schoppen zu Gebot standen, so hielten sie es für unmöglich, damit eine rechte Theilung zu stand zu bringen, und sie sprachen deswegen den Herrn Schullehrer um Hülfe in ihrer Noth an, welcher dann auch, blos mit den beiden genannten Gefäßen sogleich die Theilung zu ihrer vollkommensten Zufriedenheit verrichtete; der rheinische Bote, der seine außerordentliche Freude bey derartigen Theilungen hat, allein bei der vorliegenden doch nicht auf den Grund kommen konnte, bat den Herrn Schullehrer, ihm doch zu sagen, auf welche Weise er dann mit den zwey ungraden Gefäßen diese habe verrichten können, indem ihm hierbey immer der eine Schoppen in die Quere gekommen, und auch seine Theilung verlangt habe; allein der Herr Schullehrer erwiderte lächelnd: da der rheinische Bote mit den Herren Schullehrern und Schulprovisoren gut bekannt sey, so möge er es sich nur von diesen sagen lassen, denn sie verstündens alle; deswegen wendet er sich nun an diese mit der Bitte, ihn doch mit der hier beobachtet gewordenen Manipulation zur Nachachtung in etwa ähnlichen Fällen bekannt zu machen, und will sich schon im Voraus darauf freuen.

13. Einer muß auf dem Platz bleiben.

Zu Händel kommt man oft leicht, ohne es zu wissen und zu wollen, so geschah es auch zwischen einem schon betagten und einem händelsüchtigen jungen Mann, welcher jenen sogleich vor die Klinge forderte. Die Kämpfer und Secundanten erschienen auf dem dazu bestimmten Platz. Der ältere Herr trat an den jüngern heran und sagte: Ich bin zu diesem Duell gekommen, ohne selbst recht zu wissen wie, und bin deshalb hier mit großem Widerwillen erschienen;

E

das

da Sie mich aber dazu gezwungen haben, so ist auch mein Entschluß gefaßt, daß Einer von uns auf dem Platz bleiben muß. Sind Sie es zufrieden? Ja, sagte der Herausforderer trotzig, Ihr Wille geschehe. — In diesem Falle, erwiderte nun der Herausgeforderte, bleiben Sie auf dem Platz, wenn Sie so gut seyn wollen, denn ich habe mehr zu thun.

14. Der unnatürliche Kampf.

Vor einiger Zeit befand sich ein sehr schöner Offizier unter der Garnison von . . . mit Namen von Hund, der bei den Frauenzimmern vorzüglich Glück machte. Zween sehr magere Damen, denen er beyde die Cour gemacht hatte, geriethen feinerwegen in einen heftigen Streit, so daß es bald vom Wortwechsel zu Thätlichkeiten kam. Ein witziger Kopf, der diesen Kampf mit zusehen hatte, erzählte davon in einer Gesellschaft, und setzte hinzu: das habe ich wohl schon erlebt, daß sich zwey Hunde um einen Knochen gebissen haben, aber daß sich zwey Knochen um einen Hund gebissen, mußte ich erst heute erfahren.

15. Der Sperling am Fenster.

In alemannischer Mundart.

Zeig Chind! Wie het sel Spägli gseit?
Weisch's nümme recht? Was luegisch mi a? —
»s het gseit: I bi der Vogt im Dorf,
»I muß von allem d'Worles ha.«

Und wo der Spötlig seit: 's isch gnug!
Was thut mi Spag, wo d'Worles het? —
»Er list am Bode d'Wörli uf,
»Eust müest er hungerig ins Bett.«

Und wo der Winter d'Felber deckt,
Was thut mi Spag in siner Noth? —
»Er pöpperlet am Fenster a,
»Und beetet um e Stüekli Brod.«

»Gang gib em, Mutter! 's füert en sust.« —
Zeig, sag mer zers, 's presset nit so,
Wie chunt's der mit dem Spägli vor?
Meinsch nit, es chönnit eim au so gsch?

Chind, wird's der wohl und 's geht der gut,
Sag nit i bi ne riche Her,
Und isch nit Brotis alli Tag!
»s chönnit anderst werde, Handumcher.

Isch nit den chrosyng Kranft vom Brod,
Und lesi de weiche Brosme seh!
— De beschs im Bruuch — es chunnt e Zit,
Und wenn d'es hättisch, wie wärsch so froh!

Ne blaue Mentig wähet nit lang,
Und d'Wuche het no mengi Stund,
Und mengi Wuche lauft dur's Dorf,
Wisi jedem au sie lezti chunnt.

Und was men in s'im Früehlig lehet,
Ne treit nit schwer, und het's e mol,
Und was men in s'im Summer spart,
Das chunnt eim in s'im Spötlig wohl.

Chind, denk mer dra, und halt di guet!
»O Mutter lueg! Der Spag will geh!«
Se gang er! Leng die Hirse dört,
Und sträu' em! Er wird wieder cho!

16. Der Gestank von hinten.

Zwey Freunde gingen an dem Laden eines Parfümeriehändlers, der auf dem Punkt stand, bankerott zu machen, vorbey. Hier riechts ja ganz herrlich, sagte der Eine; »das wohl, sagte der Andere, aber hinten im Comptoir da stinks.«

16. Der Zuschlag vor dem Gebot.

In einer Versteigerung durch alle Rubriken entstand, wie es nicht selten geschieht, eine Zänkerey. Sie endete damit, daß einer der streitenden Theile Maulschellen bekam. Gott's Wunder, rief ein Jude, der bekommt zugeschlagen noch eh' er geboten hat.

18. Der Stk des Herzens.

Es rühmte sich ein Mensch von etwas verdächtigen Charakter gegen Jemand seines geraden offenen Sinnes. Mein Herz, sagte er, schwebt mir immer auf der Zunge. Das habe ich mir wohl gedacht, entaegete jener, daß es nicht auf dem rechten Flecke ist.

IV. Ver?